

Unterhaltungsblatt.

Als Beilage zur Preeßburger Zeitung. No. 92.

Freitag, den 18. November 1814.

Philosophischer Katechismus für ungläubige Christen.

Frage. Wer hat die Welt gestaltet?

Antwort. Gott. Also antwortet Tim. Loct. bey Plato, also Plato selbst in Tim. und Cicero von der Natur der Götter.

Fr. Aus welchem Antriebe?

Antwort. Aus der Wirkung seiner Güte. Plato in Tim.

Fr. Was ist Gott?

Antwort. Was weder Anfang noch Ende hat. Thales ap. Laert. Das nothwendige, unwandelbare Wesen, der höchste Geist. Tim. Loct. Plato. Aristoteles.

Fr. Können wir seine Beschaffenheit erkennen?

Antwort. Sie ist unbegreiflich, und unaussprechlich. Plato. Aber deutlich hat er in seinen Werken geredet; Onat. apud Stob. Und diese Sprache hat die Eigenschaft der großen Wahrheiten, daß sie jedem einleuchten. Ein helleres Licht wäre uns unnütz, und paßte wahrscheinlich nicht zu seinem Plane, noch zu unserer Schwachheit. Vielleicht auch daß die Ungeduld, uns bis zu ihm zu erheben, eine Abndung des uns bevorstehenden Schicksales ist; denn ist es wahr, daß er bloß durch Anschauen seiner Vollkommenheiten glücklich ist; Aristoteles de mor. so umschließt das Verlangen ihn zu kennen, zugleich das Verlangen seine Seligkeit zu theilen. Plato.

Fr. Erstreckt sich seine Vorsehung über die gesammte Natur?

Antw. Ja, bis auf die allerkleinsten Gegenstände.
Plato de leg.

Fr. Können wir ihm unsere Handlungen verheimlichen?

Antw. Nicht einmal unsere Gedanken. Epichatm.
ap. Clem. Alex. Aeschil. ap. Theoph. Eurip. ap.
Stob. Thales ap. Laert.

Fr. Ist Gott der Urheber des Bösen?

Antw. Das höchst gute Wesen kann nur Gutes hervorbringen. Plato in Tim.

Fr. In welchem Verhältnisse stehet der Mensch gegen ihn?

Antw. Der Mensch ist sein Werk, er gehört ihm an, er sorgt für ihn. Plato in Phoed.

Fr. Welche Verehrung ist ihm angemessen?

Antw. Der Gottesdienst. Plato in Epinom.

Fr. Ist es genug, ihn mit Opfern und feyerlichem Gepränge zu ehren?

Antw. Nein.

Fr. Was wird noch mehr erfordert?

Antw. Die Reinigkeit des Herzens. Zalem apud Stob. Plato in Alcib. Isocrat. ad Nicol. Er läßt sich eher durch Tugend, als durch Gaben gewinnen. Zalem ap. Diodor. sic. Xenophon. memor. und da zwischen ihm, und der Ungerechtigkeit keine Gemeinschaft stattfinden kann; Charond. ap. Stob. so sind einige der Meinung, man müsse die Verbrecher von der heiligen Stätte wegweisen. Eurip. ap. Stob.

Fr. Hat das Gebet die Güter der Erde zum Endzweck?

Antw. Nein, ich weiß nicht, ob sie mir nicht schädlich seyn würden. Plato in Alcib.

Fr. Um was soll man denn bitten?

Antw. Daß er uns beschütze gegen unsere Leidenschaften. Zalem ap. Stob. Daß er uns verleihe die Schön-

heit der Seele; Plato in Phaed. die Einsichten, und die Tugenden, deren wir bedürfen. Plato in Men. Die Stärke, keine Ungerechtigkeit zu begehen, und vorzüglich den Muth, Unrecht von anderen, wenn es seyn muß, zu ertragen. Plutarch. instit. lacon.

Fr. Was muß man thun, um Gott wohlgefällig zu werden?

Antw. Stets vor seinen Augen wandeln. Xenoph. Mem. Nichts unternehmen, ohne ihn um Beystand anzurufen. Charond. ap. Stob. Plato in Tim. Ihm auf gewisse Weise durch Gerechtigkeit, und Heiligkeit ähnlich werden. Plato in Tim. Alles was man thut, auf ihn beziehen. Bias ap. Laert. Genau die Pflichten seines Standes erfüllen, und den Menschen nützlich zu seyn, für die erste aller Pflichten halten. Xenophon. memor. Denn je mehr Gutes man wirkt, desto mehr verdient man unter seine Kinder und Freunde gezählt zu werden. Plato de rep.

Fr. Kann man bey Beobachtung dieser Gesetze glücklich seyn?

Antw. Gewiß, denn das Glück besteht in der Weisheit, und die Weisheit in der Erkenntniß Gottes. Theagen. ap. Stob. Archit. ibid. Plato in Theact.

Fr. Aber die Erkenntniß ist sehr unvollkommen?

Antw. Auch wird unsere Glückseligkeit nicht über, als in jenem Leben vollkommen seyn. Plato in Epinom.

Fr. Ist es wahr, daß nach unserem Tode, unsere Seelen auf dem Wahrheitsfelde sich stellen, und dort Rechenschaft von ihren Handlungen ablegen müssen; Axioch. ap. Plat. und wieder einen Leib annehmen, und ein neues Leben beginnen; Idem ibid. das aber auch auf einige Verbrechen ewige Strafen stehen. Plato in Gorg.

Antw. Alles was ich davon behaupten kann, ist, zu

folge der Begriffe, welche wir von Ordnung und Gerechtigkeit haben, zufolge der Einstimmung aller Völker, und aller Zeiten, Plutarch. de consolat. daß jeder den verdienten Lohn empfangen wird; Plato de leg. und daß der Gerechte plötzlich aus dem nächtlichen Tage dieses Lebens, Plato de repub. in das reine und glänzende Licht eines anderen Lebens entrückt, dort die unwandelbare Seligkeit genießen wird, wovon diese Welt nur ein schwaches Schattenbild gibt. Id. in Epinom.

Fr. Aber sind wir nicht zu beklagen, wenn alle diese Lehrsätze bloß eine Täuschung sind, (Pfaffengedichte, Köbelerglauben, Allfanzereyen,) und die Seele den Körper nicht überlebt?

Antw. Die Religion fordert nicht mehr, als die Weisheit. Weit entfernt dem Rechtschaffenen irgend eine Aufopferung, welche ihm Leid seyn könnte, vorzuschreiben, verbreitet sie einen geheimen Reiz über seine Pflichten, und gewährt ihm zwey unschätzbare Vortheile; ungestörten Frieden während seines Lebens, und beseligende Hoffnung in der Stunde seines Todes. Plato in Phaedon.

Der Zeitgenius und der Antikensammler. (Beschluß.)

A. Diese Verse zielen auf den Frieden hin, der den 6. März 1714 zu Rastadt festgesetzt, und den 7. Sept. des nämlichen Jahres zu Baden in der Schweiz, auf einem merkwürdigen Kongreß mehrerer europäischen Fürsten vollzogen wurde.

B. Ich verstehe Sie aber doch noch nicht, mein lieber alter Antikensammler, was Sie mit allem dem hier sagen wollen?

A. Hören Sie also, was ich sagen will, und was das Ganze unsers Gespräches ausmacht. Daß ich Sie auf

die Gleichförmigkeit aufmerksam machen will, in welcher manche Szenen, von dem Zeitgenius herbengelockt erscheinen, dieß wissen Sie schon. Aber jetzt deutlicher. Nicht wahr, wir schreiben jetzt 1814? Was meinen Sie, ist das gegenwärtige Jahr für Europa, und insbesondere für das deutsche Reich, nicht ein merkwürdiges, freuden- und jubelvolles Jahr? Ist das genannte Reich nicht in diesem Jahre, nebst der mächtigen Hilfe des Himmels, durch den unerschütterlichen Muth der tapfern Krieger, die in dem Glanze der Thürme von Paris, ihre vom Blute triefenden Waffen, getrocknet haben, von dem Untergange gerettet worden, mit welchem es seit einer Dekade, von der gestürzten Dynastie in Frankreich, bedroht wurde? Ist nicht das gegenwärtige Jahr das merkwürdige, in welchem sich die Souverainen von Europa, freundschaftlich, zur Erhaltung der Selbständigkeit ihrer Völker, in einem Bunde die Hände dargereicht haben, den uns die Geschichte kaum in so einer Vollkommenheit aufweisen kann? Ist nicht unser Jahr das gesegnete, das die Völker, die lange unter der Geißel des Krieges schmachteten, mit den Gütern des lange herbeigerufenen Friedens beglückt? Wird eben das 14te Jahr des 19ten Säkulums nicht nach Neozenen, noch der Nachwelt, von dem merkwürdigen Wiener Friedenskongreß zeigen, dessen Endzweck schon auf ganz Europa ein wohlthätiges Licht wirft? Wie wichtig ist die Zeitepoche dieses Jahres, in welcher sich alle Regenten von Europa vereinigen, und in der kaiserl. Residenzstadt Wien einfinden, um den Klagen abzuhelfen, unter welchen die Nationen seufzen! Welcher Jubel, welches frohlocken füllt nicht gegenwärtig die Mauern von Wien, das einen ähnlichen Kongreß noch nicht erlebt hat. Nun sehen Sie, Freund, wie uns jetzt das 14te Jahr des 19. Säkulums wichtig und freudenvoll ist, so war unsern verblichenen,

rockern Vätern, das 14te Jahr des 18. Jahrhunderts, und fast aus gleichen Gründen wie uns das gegenwärtige, wichtig und reich an Banne. Wie das deutsche Reich bey dem Eingange des 19. Jahrhunderts von einem Krieg gedrückt war, in welchem der Gallier seine Kanonen aufpflanzte, so war es damals auch von einem Kriege, wie Sie aus den Versen auf den Badner Friedenskongress, ersehen können, schwer heimgesucht, von einem Kriege, den dem damaligen Kaiser der Deutschen, der König von Frankreich Ludwig XIV. angekündigt hat. Das Stürmen auf das Zerplittern des deutschen Reiches hatte damals den nämlichen Gang genommen, den wir in den Kriegen erblicken, die seit zwey Dezennien von Seiten der Franzosen gegen uns geführt wurden. Die Geschichte macht die auffallende Parallele, in welcher uns der Zeitgenius den Jahrestag dieses historischen Jubiläums aufstellt, ganz komplet; und man muß über die Gleichförmigkeit erstaunen, nach welcher die Beweggründe des Jubels von 1814. mit denjenigen von 1714 in Affinität stehen. — Nur das einzige habe ich Sie bey dieser Betrachtung zu erinnern, daß Sie sich von dem Wörtchen „Pest,“ in der Ueberschrift der Denkmünze, nicht wollen irre führen lassen, das freylich auf unsere Zeiten nicht paßt. Allein, bloß auf den Jubel, und auf die Dank- und Freudenfeste, die im Jahre 1714 in Wien gefeyert wurden, richten Sie Ihre Aufmerksamkeit, und Sie werden zwischen dem andern Grund, der dieselben hauptsächlich erzeugt hat, und demjenigen bald die Analogie finden, auf welcher die gegenwärtigen Solennitäten und Feyerlichkeiten in Wien gebauet sind.

J. Sie haben Recht, und ich freue mich, daß Sie mich in Ihrer Alterthumsarche auf die sonderbaren Launen des Zeitgeistes aufmerksam gemacht haben.

U. So ist es, so gehet es in der Welt. Der Zeitgenius ist ein wunderlicher Distelkopf!

Z. (Verbeißt das Lächeln.)

A. Wie? Sie hätten gar Lust, mit meinen Worten das Geißölte zu treiben.

Z. Bey Liebe nicht!

A. (Oeffnet den Schrank, und legt die Denkmünze zurück.) Sehen Sie, ich lasse hier zugleich auch ein Räumchen neben dieser Denkmünze, und der Denkmünze auf den Badner Friedenskongreß für eine andere Denkmedaille, die, wie ich sicher hoffe, auf den gegenwärtigen Wiener Friedenskongreß, auch wird geprägt werden. Was meinen Sie? Ehrenmedaillen, mit welchen die tapfern Krieger belohnt werden, die sich in Frankreich ausgezeichnet hatten, sind schon geprägt worden — sollte man dem Zeitgenius, mit einer Denkmünze, die den merkwürdigen Wienerkongreß von 1814. darstellen wird, nicht auch ein kostbares Kleinod um den Hals hängen?

Z. Das wird ohne Zweifel erfolgen. Sind Sie aber noch mit mehreren dergleichen wunderfeltenen Säckelchen, und Admonitoren an das ehrwürdige Alterthum versehen?

A. (Ganz in seinem Element, da er auf einen andern offenen Schrank hinzeigt.) Sehen Sie einmal, Tickerment! das sind Karitäten, die kein Numismatiker, weder ein Bandurius, noch ein Spanhemius, noch ein Hirschius, noch ein Rasche, noch ein Addison &c., in seinem Kabinette hatte.

Z. (Will etwas angreifen.)

A. Nichts! nichts! nichts! das sind Kleinodien, die man nicht einmal sauer anschauen, geschweige denn hart anrühren darf.

Z. (Für sich.) Du lieber Gott! wie sich's auch allerliebste gallopirt, wenn man auf seinem Streckenpferdchen so in die Welt hineinrennt. — Aber erklären Sie mir doch einige Stücke.

U. Nun denn; dieß hier, merken Sie sich, ist ein attilanischer Pfennig, aus der Sammlung des gottseligen alten Münzkenners Frieße; diese Karirät hier, eine Hohl- oder Bleymünze aus dem 10. Jahrhundert, wie sie unter den Ottonen geprägt wurde; dieß hier ist eine Goldmünze oder ein Solidos, aus den Zeiten Stephans I. des ungarischen Königs; dieser Dukaten hier einer von den ersten, die in Ungarn unter dem König Ludwig dem Großen, gegen das Ende des 14. Jahrh. zum Vorschein kamen; diese Silbermünze aber ein Thaler, ebenfalls von den ersten, die in Ungarn 1506 der König Vladislaw II. schlagen ließ. Und diese Thaler hier, sind von denjenigen die authentischen, die zuerst in Deutschland im 16. Jahrhundert unter K. Maximilian I. durch den Grafen v. Schlik, geprägt wurden, und Reichsmünzen von Joachimsthal oder später Reichsthaler hießen, u. s. w. Freund, lauter rare Dinge, die weit und breit in der Welt nicht anzutreffen sind!

B. (Für sich.) Er versteht sich auch meisterhaft auf's Schwadroniren. — Aber sagen Sie mir doch, warum ist Ihnen dieß alles hier? In dieser Menge Gold und Silber, liegt ja ein todt's Kapital vergraben, das Ihnen keine Zinsen trägt?

U. Wie? keine Zinsen? Und was meinen Sie, meine Wonne? mein tägliches Sonnen an dem Glanze des Goldes — Was denken Sie ferner — meistens geerbte Stücke! Diese Schätze anzutasten, wäre mehr, denn sich ein Messer ins Herz stechen!

B. Aber es heißt: Mensch, schicke dich in die Zeit! wäre es nicht gut, wenn Sie sich nach den Umständen der Gegenwart richteten, und gegenwärtig einen Gebrauch von Ihren enormen Reichthümern, ich meyne von Ihrem übersflüssigen Gold und Silber machten, der den Zeitumständen angemessen wäre?

A. Und — nun?

Z. Es gibt gegenwärtig Gelegenheit genug, baare Münze zu guten Endzwecken zu verwenden. Es kehren die Krieger, die das Vaterland tapfer vertheidigt hatten, in ihre Heimath zurück, es werden für die Verwundeten aus ihrer Mitte, treffliche Pensionsanstalten getroffen, es werden militärische Schulen angelegt, u. s. w.

A. Und so weiter! ein herrlicher Rath — ich nehme ihn gütigst an, (sieht den Fremden starr an.) Poß Bliß! was seh' ich, (bebt erschrocken zurück,) Sie haben ja Flügel!

Z. (Lächelnd.) Das ist ein Kleid nach der Mode.

A. O du ächtes Mirakel der Welt! Eine Rarität, die ich in meinem Antikengewölbe noch nicht besitze.

(Man hört unter den Fenstern einen Gesang.)

Z. Da sind sie, meine geliebten Soren, Eunomia, Diko und Irene. Adieu! mein lieber Antikensammler, (entfaltet seinen Fittig, und flattert davon.) Der flüchtige, zaubernde Zeitgenius, empfiehlt sich dem Herrn auf das Beste.

A. (Sinkt betroffen auf das Sofa nieder.) O! daß ich dieß nicht wußte, daß du sauberes Männchen, der gaukelnde Zeitgenius gewesen warest, ich hätte dir etwas anders zu verstehen gegeben, das dich gewiß nicht so ruhig aus meinem Kabinette hätte flattern lassen.

J. Melzer.

Das neue Mädchen von Orleans.

Unter diesem Titel begrüßt der Pariser in diesem Augenblicke die Heldin der Vendée, Renata Bordaureau, genannt Langevin, deren kriegerische Laufbahn, von ihr selbst beschrieben, im Druck erschienen; und da sie wirklich nicht ohne Interesse und im herrschenden Geschmacke des Tages geschrieben ist, überall mit Bejierde gelesen wird.

Sie ist von armen Eltern, in einem Dorfe bey Angers geboren. Sie war 23 Jahre alt, als die Vendée dem Könige und der Religion ihrer Väter getreu, sich gegen den Convent erklärte. Dieser behandelte sie als Empörer, und es begann einer der abscheulichsten und blutigsten Bürgerkriege, welche die Blätter der Weltgeschichte besudeln. Die Revolutions-Armee verübete das Land, ermordete seine Bewohner, ohne Rücksicht auf Geschlecht und Alter, würgte den Säugling an der Brust der Mutter, und tödtete den Vater in des Eobnes Armen. Alle Gräuel der schauderhaften Epoche der Revolution sah man in den mannichfaltigsten, schrecklichsten Gestalten in diesem unglücklichen Lande. Die Bewohner desselben bezahlten die sogenannten Republikaner mit gleicher Münze. Kein Verbrechen läßt sich denken, das dort nicht begangen wurde. Alle Bande der Natur waren aufgelöst. Kinder wütheten gegen ihre Eltern, diese gegen ihre Kinder für die Sache der Freyheit und der Religion. Renata sah 42 ihrer Verwandten nach einander würgen. Da aber auch ihr Vater unter ihren Augen ermordet wurde, bemächtigte sich Verzweiflung und Raserey ihrer Seele. „Von diesem Augenblicke an,“ sagt sie, „faßte ich den Entschluß, meinen Leib dem Könige, und meinen Geist dem allmächtigen Gotte zu weihen, und ich schwur, mich zu schlagen und zu sterben oder zu siegen.“ Sie verschafft sich ein Gewehr, übt sich im Schießen, legt die Kleider ihres Geschlechtes ab, und bricht mit 500 Mann aus ihrem Kirchspiele auf. Nach wenigen Tagen schon kam es zum Gefechte, und die Vendéer siegten. Renata gesteht, das Feuer habe Anfangs keinen guten Eindruck auf sie gemacht. In Verzweiflung, nicht mehr Muth in ihrer Brust zu finden, richtet sie ein kurzes, brünstiges Gebet an den Himmel, und, wie durch ein Wunder, war ihre Seele

gestärkt. „Ich habe seitdem,“ erklärt sie selbst, „mich vor nichts mehr gefürchtet, und nie, in keiner Gefahr verließ mich, Gott sey Dank, der Muth.“ Nun sehen wir sie, auf dem Felde der Ehre, sich mit Löwenkühnheit schlagen, und alle Beschwerden eines mühevollen Krieges mit ausdauernder Beharrlichkeit ertragen. Selbst wenn die Umstände Waffenruhe gestatteten, war das müßige Leben ihr lästig, und sie ging in die nahe gelegenen Gemeinden, um die Freiheitsbäume umzuhauen. Da gab es denn manches verwegene Abenteuer, das unsere Heldin männlich bestand. Bey dem Heere hieß sie der brave Langelvin. „Ich fand einst,“ erzählte sie, „meinen eigenen Oheim an der Spitze einer republikanischen Compagnie; er glaubte, wir wären von den Seinigen, und näherte sich uns, ohne mich zu kennen. Halten wir zusammen, lieber Bürger, sagte er; die Räuber nahen.— Die bittere Erinnerung des Mordes meines Vaters, zu dem er geholfen hatte, der Gedanke, daß durch ihn der gute Pfarrer unserer Gemeinde vertrieben worden war, und die Gewißheit, daß er alle Königlichgesinnten ermordet haben würde, wäre es in seiner Macht gestanden, versetzten mich in eine Art von Wuth, und ich trennte ihm den Kopf vom Rumpfe. Sechs andere von seiner Compagnie hatten dasselbe Schicksal. Die Ubrigen erhielten Gnade, nachdem sie feyerlich versprochen hatten, weder Krieg gegen uns zu führen, noch als Spione zu dienen.“

So diente sie sechs Jahre hindurch zu Pferde und zu Fuß, wohnte über zweyhundert Gefechten bey, und bewies in allen außerordentlichen Muth und Todesverachtung. In der Vendée nannte man die Republikaner die Blauen. Vier solcher Blauen tödtete die Langelvin bey St. Lambert eigenhändig. Einer derselben hatte ein sechsmonatliches Kind gespießt, auf dem Boyannes

herum getragen. In dem Gefechte bey Pont de Cé, blieb sie als Kavallerist so wüthend ein, daß sie 21 Feinde tödtete. Bald nachher befreyte sie 50 Geistliche, und ein andermal 800 Geistliche, die ermordet werden sollten. Auf ihren Kopf waren 40,000 Franken gesetzt.

Als der Friede in der Vendée geschlossen war, lebte Renata verborgen und unbekannt in einer stillen Gemeinde; denn immer blieb sie der argwöhnischen französischen Regierung verdächtig, der sie, ihrerseits, auch nicht traute. Sie ging beständig als Mann gekleidet, und wurde wegen einer seltsamen Geschichte verhaftet. „Man klagte mich an,“ dieß sind ihre eigenen Worte, „ich hätte der Tochter eines Brigadiers Gewalt angethan. Auf der Straße sängen mich Gensd'armen. Das ist auch ein Vendétaubchen, riefen sie. Ja, erwiederte ich; aber ihr werdet es nicht speisen.“ Ihre Unschuld wurde indessen erkannt und sie in Freyheit gesetzt. Kurz darauf verhaftete man sie wieder, schleppte sie aus einem Gefängnisse in das andere, und behandelte sie mit empörender Härte und Grausamkeit. Fünf Jahre schmachtete sie bereits im Gefängnisse, und hätte ihre Freyheit wohl niemals wieder erlangt, wenn nicht König Ludwig XVIII. den Thron bestiegen hätte. Sie saß zuletzt auf dem St. Michaelsberge bey Wasser und Brod, das ihr sparsam zugetheilt wurde; alle 14 Tage bekam sie zur Lagerstätte 6 Pf. Stroh. — Der König erfuhr die Geschichte dieses heldenmüthigen Mädchens, setzte sie in Freyheit, und belohnte sie großmüthig. Der Herzog von Berry hat ihr die Liliendekoration ertheilt.
